

1914

## Die lange Kontinuität der Geschichte

Detlef Bald

Das Jahr 1914 erinnern wir heute. Woran denken wir? Denken wir an den Anfang des Ersten Weltkrieges oder an den Glanz romantischer Adels- und Monarchienwelten? Denken wir an 1918, an Umbruch, an Revolutionen und Bürgerkrieg, an Freiheit und Frieden? Oder an die politischen Wirren, an Faschismus, den Nationalsozialismus und auch an den Zweiten Weltkrieg, die Kapitulation 1945? Oder gelangen – eine andere dunkle Seite der Geschichte – die Menschen in den Vordergrund: die Millionen Verwundeten, Verletzte, Opfer des Hungers, das Elend der Vertreibung, Flucht, Heimatlosigkeit von Generationen und Völkern? Diese nahezu unermessliche Komplexität des 1914 in Gang gesetzten Geschehens, die grenzenlosen Emotionen und der vertrauensselige Optimismus mit seinen grandiosen Militär- und Machtfantasien, der Einsatz dieser schier unbegrenzt-perfekten Militärtechnik faszinierte die Nation. Denken wir bei 1914 auch an diesen Militarismus? Doch – dieser Juli 1914 fesselt immer wieder gesellschaftliche und politische Interessen. Die Ungeheuerlichkeit dieser historischen Zäsur, in der Aufbruch und Abbruch, ja Abstieg und Fall greifbar dicht bei einander lagen, ergreift die Gemüter auch in unserer Zeit. 1914 erinnern heißt, ein weites Feld ausmalen. Ein Vortrag aber muss sich beschränken, kann sich nur wenigen, ausgewählten Bereichen dieser europäischen Geschichte annähern.

### *I. Die kulturgeschichtliche Eruption*

Kriegsbegeisterung und die Materialschlachten des Weltkrieges sind bekannt, woher kamen sie? Ohne das, was Kundige schon damals in Deutschland erkannten und was mehr umfaßt, als einfach im Wort Militarismus aufscheint, wäre die Geschichte der Völker Europas anders verlaufen: Es sind die „Ideen von 1914“.<sup>1</sup> Dieser Begriff erfasst eine Vielfalt an Auffassungen, an Strömungen, an Weltanschauungen. Sie trieben die „deutsche Sendung“ voran, wie es Politiker, Adel und Militär sowie Intellektuelle (von Werner Sombart bis Thomas Mann) vertraten. Die „Ideen von 1914“ setzten den Kontrapunkt zu den „Ideen von 1789“ – eine Konfrontation von Freiheit und Individualität, Demokratie und Parlamentarismus gegenüber staatlicher Dominanz, Ein- und Unterordnung in das Nationalganze. Der Weltkrieg als Bewährungsprobe der echten deutschen Kultur gegenüber der Zivilisation des englischen Liberalismus und der französischen Demokratie im Blick auf eine vermeintliche „Kultur der Seele“.<sup>2</sup> Ordnung, Disziplin, Staatlichkeit sind die wahre Antithese zu der so gedeuteten, zügellosen Freiheit von 1789. Mit missionarischem Eifer wurde dieser „Geisterkampf der Prinzipien“ in nahezu allen Bereichen von Politik und Gesellschaft ausgefochten.<sup>3</sup> Doch Gesellschaft trifft es nicht, Gemeinschaft war gemeint: Volksgemeinschaft. Getragen von verbindendem Gefühl, emphatisch, ohne Streit und Unterschied. Volksgemeinschaft wurde dann das Wort der Zukunft. Das Kaiserwort, „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“, gibt diesen Klang typisch wider.

Gemeinschaft schuf das Fundament des deutschen Nationalismus, legendengleich und identitätsbildend verwoben mit der Vorstellung einer alten „Volks- und Kulturnation“; schillernd paarte sie sich mit dem Mythos, historisch auserwählt zu sein, und

---

<sup>1</sup> Berühmter Titel des Staatsrechtlers Rudolf Kjellén: Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive, Leipzig 1915.

<sup>2</sup> Hermann Lübbe: Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte, Basel 1963, S. 178.

<sup>3</sup> Hans Maier: Gesammelte Schriften, Bd. V. Die Deutschen und ihre Geschichte, München 2010, S. 239.

mit dem Glanz eines germanischen Sendungsbewusstseins. Hunderte von Kaiserdenkmälern symbolisierten diese „Sammlung“, als „Erfüllung der nationalen Geschichte“ in historisch-mystifizierender Verklärung. Zwar spielte europaweit der Nationalismus eine herausgehobene Rolle, aber in Deutschland gewann im 19. Jahrhundert die Nation obersten Stellenwert in der Werteskala. In einem doppelten Sinne, nach außen: Der „Anspruch auf Höherrangigkeit“ dieser Nation vor den anderen Nationen. Dies galt ebenso auch nach innen: Der „Vorrang des Nationalismus vor allen anderen Wertesystemen“.<sup>4</sup> In den Jahren vor 1914 erhielt diese Überhöhung in den mächtigen Verbänden der Alldeutschen, des Ostmarkvereines, des Kolonial- oder des Flottenvereins einen geradezu politisch-religiösen Charakter. Hier keimten die Sumpfbüten des pangermanischen Rassismus als „Vollendung“ der Nation. Eine „Deutschtumspolitik“ unterlegte die wilhelminische „Weltpolitik“ mit der subversiven Ausgrenzung der anderen; Aussiedlung der Polen oder Bekämpfung der slawischen Flut wurden gängige Schlagworte. Gleichsam im Alltag vollzog sich, Nation und Rasse synonym zu verwenden.<sup>5</sup> Der sozialdarwinistische Kampf wurde schließlich auf die Rivalität der Staaten übertragen. Das Mittel der Auslese durch Macht gewann für Deutschland eine geschichtliche Dimension und wies den Weg zur Weltmacht durch Krieg. „Weltmacht oder Niedergang“ wurde an die Fahne geheftet; endlich müsse Schluss sein mit der „Politik des Friedens und des Verzichts“.<sup>6</sup> So in den Schulen wie an der Generalstabsakademie, deren oberstes Lernziel war: „Im Frieden den Krieg lehren.“<sup>7</sup> „Krieg“, war danach in den Worten des Generals Friedrich von Bernhardt die Konsequenz, war „nicht nur eine biologische Notwendigkeit, sondern auch sittliche Forderung und als solche unentbehrlicher Faktor der Kultur“, folglich das „Recht“ und die „Pflicht zum Krieg“.<sup>8</sup> Auf diese Weise bestärkten sich der politische und der ethnische Nationalismus gegenseitig und radikalisierten die Botschaft: Kampf gegen alte Erbfeinde und andere, minderwertige Staaten Europas.

Innenpolitisch verlangte dieser völkische Nationalismus wegen seines Zwangs zur einheitlichen Gemeinschaft, andere auszugrenzen. Ein populärer Zeuge, der von Alfred Hugenberg geförderte Heinrich Claß von den Alldeutschen erkannte ebenso wie Bernhardt im Krieg das „läuternde Schicksal“, um Deutschlands Vorrang in Europa zu fordern; aber er setzte noch mehr auf den innenpolitischen Kampf gegen die Gefahren der „Ideen von 1789“. Claß, der Repräsentant des radikalen bürgerlichen Konservatismus, bestand auf: Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts, Ausschluss von Frauen aus der Politik, Ablehnung der Parteien und des Parlamentarismus sowie Bekämpfung der Sozialdemokratie, der Polen und der Juden. Sie alle – „Feinde unseres Vaterlandes“ – waren vom sozialen Aufstieg, also von den höheren Berufen, auszuschließen. Der Ruf „Deutschland den Deutschen!“ begeisterte. Zur Abwehr der jüdischen Gefahr sollte deren Einwanderung verboten werden; sie sollten kein Wahlrecht erhalten, der Zugang zu Universitäten, zu Heer und Marine sowieso, untersagt werden. Der „Kaiser als Führer“ habe die Pflicht, diese männlich-machtpolitische Welt umzusetzen.<sup>9</sup>

---

<sup>4</sup> Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. III. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914, München 1995, S. 942.

<sup>5</sup> Vgl. die Analyse von Hans Günter Zmarzlik: Der Sozialdarwinismus in Deutschland als geschichtliches Problem, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1963, S. 246 ff.

<sup>6</sup> Diese Politik galt auch für Schulen und Universitäten, vgl. Wolfgang Keim, Ulrich Schwerdt (Hg.): Handbuch der Reformpädagogik in Deutschland (1890-1933), Frankfurt/. 2013, S. 135 ff.

<sup>7</sup> Vgl. die Belege bei Detlef Bald u.a. (Hg.): Tradition und Reform im militärischen Bildungswesen. Eine Dokumentation 1810 – 1985, Baden-Baden 1985.

<sup>8</sup> Friedrich von Bernhardt: Deutschland und der nächste Krieg, Stuttgart 1912, S. 12 f, 34.

<sup>9</sup> Heinrich Claß (Pseudonym Daniel Frymann): Wenn ich der Kaiser wär'. Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten, Leipzig 1912, passim.

Der Kaiser, Wilhelm II., musste nicht von seinen Untertanen gedrängt werden, das Pathos rassistischer Doktrinen anzunehmen. Er selbst gab die Parole aus, Deutschlands Sendung sei, „sich überhaupt der Slawen zu erwehren und deutsch zu bleiben.“ Es sei notwendig, Österreich zu unterstützen, denn ein „Rassenkampf“ stehe bevor: Der Kampf „der Germanen gegen die übermütig gewordenen Slawen. Ein Rassenkampf, der uns nicht erspart bleiben wird; denn es handelt sich um... die Existenz unseres Vaterlandes.“<sup>10</sup> Solche Phrasen bezeugen die Kriegstümelei. Die führenden Schichten in Deutschland, Adel und Bürgertum, schufen mit diesen „Ideen von 1914“ ein ideologisch hoch emotionalisiertes Milieu. Sie, diese Ideen, zielten auf Macht und Militär; sie intonierten die Melodie für das, was preußisch-deutscher Nationalismus, Militarismus oder Imperialismus genannt wird. Die Katastrophe des Krieges 1914 kam nicht zufällig; sie war keinesfalls, wie es nun wieder revisionistisch tönt, das unbedarft-unglückliche „Schlafwandeln“ einiger Politiker; Christopher Clark und Herfried Münkler, als prominente Vertreter dieses Revisionismus, treffen nicht die Realität des Jahres 1914, weil sie das aktive Streben nach Eroberung der Nachbarländer, wie es besonders Politik und Militär in Berlin und Wien beseelte, glatt polieren und mit einer militärischen Sicherheitspolitik von London bis St. Petersburg gleichsetzen.<sup>11</sup>

Auch war die Realität des Jahrzehnts zuvor von Kriegen und Unruhen in der Welt geprägt, in die Europäer verwickelt waren: in Ostasien, in China, in West- und Ostafrika, in Marokko, auf dem Balkan. Diese nervöse, unübersichtliche Welt schilderte Bertha von Suttner in ihrem Vortrag anlässlich der Verleihung des Nobelpreises: „Ein furchtbarer Krieg, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen, hat eben im Fernen Osten gewütet... kurz eine Orgie des Dämons Gewalt; im mittleren und westlichen Europa indessen kaum überstandene Kriegsgefahr, Mißtrauen, Drohungen, Säbelgerassel, Pressehetzen; fieberhaftes Flottenbauen und Rüsten überall; in England, Frankreich und Deutschland... Festungen werden gebaut; Unterseeboote fabriziert, ganze Strecken unterminiert, kriegstüchtige Luftschiffe probiert, mit einem Eifer, als wäre das demnächstige Losschlagen die sicherste und wichtigste Angelegenheit der Staaten.“<sup>12</sup> War sie zu pessimistisch? Aber wer war realistisch oder utopisch, schaut man auf die Worte von Alfred Nobel, der an Suttner schrieb: „Es ist gut möglich, dass meine Fabriken sogar eher für eine Ende der Kriege sorgen werden als Deine Konferenzen. Denn wenn die Armeen erst in der Lage sein werden, sich in einer Sekunde zu vernichten, dann werden zivilisierte Völker vor einem Krieg zurückschrecken.“

Weitsichtige spürten und erkannten, was in der Luft lag. Extreme Aufrüstung und die Kriegsbereitschaft in allen Staaten Europas bedrohten den Frieden, wie nach der mit allem Pomp inszenierten Marokkokrise 1911 zu spüren war. Das sprach August Bebel vor dem Reichstag an, als er vorhersagte, Berlin würde demnächst den Krieg ausrufen und behaupten: „Wenn wir länger warten, dann sind wir die Schwächeren statt der Stärkere.“ Er folgerte: „Dann kommt die Katastrophe. Alsdann wird in Europa der große Generalmarsch geschlagen, auf den hin sechzehn- bis achtzehn Millionen Männer, die Männerblüte der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwerkzeugen, gegeneinander als Feinde ins Feld rücken...“<sup>13</sup> Die „Ideen von 1914“, keine unverbindlich-theoretischen Ideologien, bildeten in Deutschland das

---

<sup>10</sup> Besprechung mit Albert Ballin (Hapag) am 8. Dez. 1912, in: Der Kaiser... Aufzeichnungen des Chefs des Marinekabinetts Admiral Georg Alexander von Müller über die Ära Wilhelms II., Göttingen 1965, S. 124 f.

<sup>11</sup> Diese Seite des deutschen Willens zu Expansionen durch Krieg vernachlässigen Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013 und Herfried Münkler: Der große Krieg. Die Welt 1914-1918, Berlin 2013.

<sup>12</sup> Am 18. April 1906, in: Bertha von Suttner: Memoiren, hrsg. von Lieselotte v. Reinken, Bremen 1965, S. 518.

<sup>13</sup> August Bebel am 9. Nov. 1911: Stenographische Berichte, Deutscher Reichstag, Bd. 268, S. 7730 C.

aufgeladene Substrat einer bestimmbaren expansionsbereit und militärbeladen adlig-bürgerlichen Kultur, die – Frieden, Gleichheit und Menschenwürde verächtlich machend – erodierend auf den Krieg zuschritt.

## *II. Krieg der Katastrophen*

Die Julikrise des Jahres 1914 verschränkte mannigfache Bedrohungen und Befürchtungen auf dem Kontinent. Rüstungskapazitäten, Kanonen, Landser waren gezählt, Pläne geschmiedet. Die latenten Spannungen entsprachen der sommerlichen Hitze. Kaum fielen die Demonstrationen, zumeist von der Arbeiterschaft getragen, für den Frieden auf. In Berlin und Wien saßen die politisch und militärisch Verantwortlichen.<sup>14</sup> Sie suchten den Beschluß für Eroberungen, nicht die Verteidigung war ihr Ziel. In Etappen kam der Krieg. Er schien die Erlösung. Dies erregte, berauschte, begeisterte; ekstatisch und frenetisch jubelten die Massen; die Parole galt, „im Krieg werde der Mann erst zum Manne“.<sup>15</sup> Soldaten sorgten sich, zu spät zum Siegestriumph an die Front zu kommen: Das gab nach der Julikrise dem Augusterlebnis das historische Format.

Anlass für die ultimative krisenhafte Zuspitzung war das Attentat serbischer Nationalisten vom 28. Juni 1914 in Sarajewo, dem der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand zum Opfer fiel. Nach der späten erpresserischen Note aus Wien am 23. Juli begann der Krieg am 28. Juli mit dem Beschuss von Belgrad durch die österreichisch-ungarische Armee. Daraufhin mobilisierte Moskau seine Armee. Am 1. und 3. August reagierte Berlin, erklärte Russland und Frankreich den Krieg, gefolgt von der Regierung in London einen Tag später, Solidarität mit Frankreich zu zeigen. Noch ging in Berlin alles im Taumel der Begeisterung unter. Doch an dem Tag sprach in London Außenminister Edward Grey die berühmten Worte: „Jetzt verlöschen die Lichter in ganz Europa.“ Die großen europäischen Staaten ließen ihre Armeen aufmarschieren. Bald sollten Rumänien, Bulgarien, Italien, das Osmanische Reich und die USA hinzukommen. Die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie George F. Kennan sie bezeichnete, hatte ihren Lauf genommen.

Den Masterplan des Krieges, um die Nachbarländer zu erobern, hatte in Berlin seit 1892 der Chef des Generalstabs, Alfred von Schlieffen, akkurat, präzise und detailliert fixiert.<sup>16</sup> Der nach ihm benannte Schlieffenplan entsprach der Ratio technizistischen Kalküls moderner Kommunikation und Mobilität. Strategisch präventiv sollte mit einem rasanten deutschen Angriff die französische Armee vernichtet werden. Berühmt ist diese gewaltige Umfangsschlacht – „macht mir den rechten Flügel stark“ – durch das neutrale Luxemburg und Belgien. Dieses Dogma galt radikal. Schlieffen organisierte modellartig den Eroberungskrieg: der Sieg im Westen mit einem „Zweiten Cannae“, einer gigantischen Vernichtung der Franzosen, sollte innerhalb von sechs Wochen mithilfe eines ausgeklügelten Fahrplansystems den Transport aller Truppen per Eisenbahn an die Ostfront ermöglichen. Der Feind im Osten würde keine Chancen haben. Die angenommene numerische und militärisch-technische Überlegenheit der Deutschen garantierte in Ost und West den Sieg in Kürze.

Es war ein Hasardspiel der Fiktionen, das im Generalstab wie eine Weihefahne hoch gehalten wurden. Zweifel waren sakrosankt, tabu. Doch der Plan der „vorgefertigten Siegesrezepte“ funktionierte schon bald nicht mehr, das Ende signalisierte die Marne-Schlacht im Sommer 1914. Vor Paris. Fazit: Kaum hatten die Armeen ihren Zug in den Weltkrieg begonnen, war alle Planung hinfällig, Berlin war militärisch und poli-

<sup>14</sup> Das militärisch-diplomatische Aufheizen der Situation zeigt Manfred Rauchensteiner: *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburger Monarchie 1914-1918*, Wien 2013; ebenso: Annika Mombauer: *Die Julikrise. Europas Weg in den Ersten Weltkrieg*, München 2013.

<sup>15</sup> Wolfram Wette: *Militarismus in Deutschland. Geschichte einer kriegerischen Kultur*, Darmstadt 2008, S. 103.

<sup>16</sup> Vgl. Gerhard Ritter: *Der Schlieffenplan*. München 1956.

tisch gescheitert, schlimmer noch, völlig hilflos. Man hatte sich eine doppelte, politische und militärische Fehlkalkulation erlaubt; nämlich die „militärische Fata Morgana“ der Dominanz und die politische Annahme auf englische Neutralität – „eine unglaubliche politische Naivität“.<sup>17</sup> Der Primat des militärischen Denkens hatte in einer absoluten Sackgasse geendet. Es folgte das Wüten des langen, großen Krieges in Europa.

Die Schatten, die sich dunkel auf die nächsten Phasen an der Westfront legten, tauchten die Erinnerungsbilder der Völker an den Krieg blutig-rot: der Stellungskrieg als Ratio der professionellen Ratlosigkeit des Militärs oder: Der Krieg als das zermürbende „Menschenschlachthaus“.<sup>18</sup> Der Schauplatz dieser Massaker läßt sich umschreiben. Millionen von Soldaten lagen sich hinter Sandsäcken und Barrikaden in Schützengräben gegenüber, hinter Stacheldraht und unter Tarnnetzen. Nach dem Trommelfeuer von Haubitzen und Artillerie erfolgten Angriffe in gespenstigen Wellen, wie archaische Krieger, Auge in Auge, mit Bajonett und Kolben. Das Entsetzen war kaum zu überbieten, als die Deutschen erstmals bei Ypern im April 1915 Giftgas einsetzten, ein Zeichen der schieren Verzweiflung der Heeresführung, konzeptionell ratlos, am Ende, wie blockiert, starr.

Doktrinär auf Vernichtung setzend, sollten gigantische Menschen- und Materialschlachten den Sieg bringen. Mancherorts standen Tausende von Kanonen in Dreierreihen auf Kilometerbreite hintereinander, um in einer „Feuerwalze“ ihre todbringende Last hinüberzuschleudern; „Stahlgewitter“ nannte Ernst Jünger dieses mörderische Chaos an Zerstörung und Vernichtung aus der Ferne, um die Erde in Morast und Wüstenei umzupflügen. Versuche, die Starrheit der Fronten aufzulösen, schlugen fehl.<sup>19</sup> Verdun wurde zum Menetekel dieses „guerre à outrance“, der Ermattungsstrategie, mit der der Chef des Generalstabs Erich von Falkenhayn Frankreich durch die „Blutmühle“ drehen wollte und es durch „Blutabzapfen zur Besinnung“ bringen wollte. Wohl 600.000 Opfer waren innerhalb von fünf Monaten bis Juli 1916 im Kampf um die berühmten „Höhen“ von Verdun, also Hügelkuppen, zu beklagen. Oder eine Schlacht an der Somme, als bei einem einwöchigen Trommelfeuer auf jeden Quadratmeter etwa eine Tonne Granaten niederprasselte bei einem Geländegewinn von kaum einigen hundert Metern, aber an englischen, französischen und deutschen Soldaten bis November 1916 mehr als eine Million Opfer zu zählen waren. Verluste und Leiden lassen sich nicht durch solche Daten fixieren, Statistiken über-tünchen die Realität der Schrecken.

Dramatisch verhärteten sich die Verhältnisse im Inland, wo die „Heimatfront“ aufgemacht wurde. Rationierung, Lebensmittelkarten konnten den Mangel an Grundnahrungsmitteln nicht beheben; und die Ersatznahrung, die Hungermonate, den Steckrübenwinter, nicht verhindern; Einschmelzen von Eheringen und Kirchenglocken zu Rohstoff retteten nicht die Produktion an Kriegswaffen und Ersatzstoffen. Sozialvereine stellten Kleidung her, besonders Uniformen. General Erich von Ludendorff entwickelte das Modell des totalen Krieges, dem alles Geschehen in Wirtschaft und Gesellschaft unterzuordnen war.<sup>20</sup> Schließlich war es kein Zufall, dass die Oberste Heeresleitung die Regierungsgewalt an sich zog und de facto eine Militärdiktatur errichtete.

Diese Verhältnisse sind mitzubedenken, wenn man – eine andere, aber nicht weniger typische Ebene dieses Krieges – einen Blick auf die *Kriegsziele* der deutschen Politik wirft. Nicht nur in der Euphorie der Erwartung kommender Siege tauchten ufer-

<sup>17</sup> Wehler: Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 1118.

<sup>18</sup> Wilhelm Lamszus: Das Menschenschlachthaus, Hamburg 1912 sowie Johann von Bloch: Der Krieg. Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung, 6 Bde., Berlin 1899.

<sup>19</sup> Vgl. Olaf Jessen: Verdun 1916. Urschlacht des Jahrhunderts, München 1914.

<sup>20</sup> Vgl. die spätere Publikation von Erich von Ludendorff: Der totale Krieg, München 1935.

lose Weltmachtphantasien in der Politik auf.<sup>21</sup> Den offiziellen Startschuß gab der Kriegsbeginn 1914, dem endlose Planspiele folgten, auch nach den beklemmenden Fronterfahrungen. Auch private Denkschriften forderten Expansion und Annexion ganzer Landstriche; sie können hier nur beispielhaft und knapp angesprochen werden. Am 20. Mai 1915 legten die zentralen Wirtschafts- und Bauernverbände ihr Programm vor.<sup>22</sup> Vollmundig griff man in die Weite der Landkarte: für die Industrie sollte Belgien unter deutsche Kontrolle kommen, Frankreich bis zur Nordseeküste annektiert werden wie auch die Erzregionen im Osten des Landes; die Großagrarier vereinnahmten ihren Lebens- und Produktionsraum: alle russischen Ostseeprovinzen von Polen, dem Baltikum und Oberschlesien hin zur Ukraine. Dieser Plan ging von dezidierter Rassenpolitik, ethnischer Flurbereinigung und radikaler Germanisierungspolitik aus.

Ist noch erwähnenswert, dass die deutschen Kolonien durch ein Groß-Mittelafrika abzurunden waren? Der Kolonialverein mit Millionen Mitgliedern stand da nicht allein. Dieses Projekt der Maßlosigkeit übertraf nur die „Intellektuellen-Eingabe“ von 1.350 Akademikern, vorgelegt ein Monat später vom Theologen Reinhold Seeberg. Darin reklamierte man zwar für Deutschland nicht die „Weltherrschaft“, aber man beanspruchte die „volle, der Größe unserer kulturellen, wirtschaftlichen und kriegerischen Kräfte entsprechende Weltgeltung“.<sup>23</sup> Diese Initiativen aus der Gesellschaft lagen voll auf der Linie der amtlichen Kriegszielprogramme, an denen in Berlin bis Kriegsende festgehalten wurde. Erkennbar sind sie im Frieden von Brest-Litowsk 1917, als Russland zu großräumigen Gebietsabtretungen von der Ostsee bis zur Donau genötigt wurde. Expansionismusfantasien mit einem enormen Horizont- und Realitätsverlust benebelten alle – ein „Krieg der Illusionen“, wie Fritz Fischer die Machtpolitik des Militarismus kennzeichnete.<sup>24</sup>

### *III. Die Ideologie der Kriegspredigten*

Wie war es möglich, dass all dies Leid von der Bevölkerung und den Soldaten ertragen wurde und doch zugleich spürbar war, wie abgehoben die Führungsschichten aus ihrer eigenen, fernen Welt heraus dachten und handelten? Neben den bislang angesprochenen Elementen der „Ideen von 1914“ ist eine weitere Institution zu nennen, deren Bindekraft und Wirksamkeit besonders zählte. In dem adlig-bürgerlichen Staat war das Militär die eine institutionelle Säule der Monarchie, daneben die zweite Säule, die Kirche; sie und der Monarch, dieses Kirchenregiment, bildeten das System von „Thron und Altar“. Es nahm eine wesentliche, konstitutionelle Rolle im Reich ein und hatte konstitutive Bedeutung für die politisch-normative Sinnvermittlung. Nicht nur in Preußen hatte die Kirche in dem überbordenden Nationalismus des 19. Jahrhunderts eine eigene Entwicklung vollzogen und in der Tradition von Friedrich Schleiermacher eine Art Nationalprotestantismus entwickelt.

Diese kirchenpolitische Dimension hatte die „Ideen von 1914“ voll durchdrungen. Die Kriegspredigten des Ersten Weltkriegs geben beredt Zeugnis von der Verkettung von Religion und Kriegspropaganda, auf evangelischer wie auf katholischer Seite.<sup>25</sup> Die

---

<sup>21</sup> Beispielhaft Peter Winzen: Reichskanzler Bernhard von Bülow. Mit Weltmachtphantasien in den Ersten Weltkrieg, Regensburg 2013.

<sup>22</sup> Petition in: Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart, hrsg. von Herbert Michaelis, Ernst Schraepler, Berlin 1958, Bd. I, S. 351 ff.; vgl. Heinrich August Winkler: Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik, Bonn 2000, S. 341 ff.

<sup>23</sup> Präsentiert am 20. Juni 1915, dazu Günter Brakelmann: Protestantische Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus, Bielefeld 1974.

<sup>24</sup> Fritz Fischer: Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik 1911-14, Düsseldorf 1969.

<sup>25</sup> Vgl. Wilhelm Pressel: Die Kriegspredigt 1914-1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands, Göttingen 1967; Heinrich Missalla: „Gott mit uns“: Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918, München 1968; Gert Kru-

„Ideen von 1914“ lassen sich nicht ohne diese Dimension der religiösen Zuversicht verstehen, bewirkte sie doch eine geschlossene und verbiefte Haltung ohne vernünftigen Widerspruch gegen die Politik.<sup>26</sup> Den Ton gab der Berliner Hofprediger Ernst von Dryander am 4. August 1914 an mit der biblischen Botschaft: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Wie ein „plötzlicher Gewittersturm“ habe eine „unheil-schwangere Kriegswolke“ den Himmel verdunkelt. „In geradezu unerhörtem Frevel-mut ist uns ein Krieg aufgezwungen, für den die denkende Vernunft vergeblich nach den zureichenden Gründen fragt.“ Unermüdlich habe der Kaiser versucht, dieses Schicksal zu wenden. „Es war vergeblich!“ Diese Passage bildete nur den Auftakt der religiösen Überhöhung. Der kommende Krieg wurde als Bußgang gedeutet, das Opfer der Soldaten wurde in die Nähe mit dem Martyrium in der Nachfolge Christi ge-rückt und mit seinem Kreuzestod verglichen – kulminierend in den Ruf: „Mit Gott für Kaiser und Reich!“ Klar sprach er aus: „Und in der Gewissheit, dass... Gott allein uns den Sieg“ verbürge.<sup>27</sup>

Im Gedächtnis der Zeit hatte der Aufruf Kaiser Wilhelms II. an sein Volk am 4. August 1914 einen besonderen Stellenwert gehabt. So nachdrücklich die Worte gewählt wa-ren, so dokumentieren gerade sie die symbiotische Nähe von Theologie und Thron. Kein geringerer als Adolf von Harnack, der an der Jahrtausendwende seine berühm-te Vorlesung über „Das Wesen des Christentums“ gehalten hatte, entwarf diesen his-torischen Einigungs-Aufruf des Kaisers zum Kriegsbeginn: „Um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes handelt es sich; um deutsche Macht, deutsche Stärke, deutsche Kultur! Deutsche Art, deutsche Treue und deutsche Bildung wollen wir festhalten bis zum letzten Atemzug. Aber auch jeden Fußbreit deutschen Landes in Ost und West wollen wir behaupten...“.<sup>28</sup> Wenige Tage danach unterzeichnete er zusammen mit 92 Professoren und Künstlern das „Manifest der 93“, ein Aufruf „An die Kulturwelt“, eine Huldigung an die Sendung der Deutschen und ein Bekenntnis zur expansiven Kriegspolitik.<sup>29</sup>

Nur wenige Theologen gingen hierzu in Distanz. Einer, der sich gegen solche Kriegs-rhetorik einer Rechtfertigung der Angriffe äußerte, war Karl Barth. Er erkannte darin den persönlichen Anstoß zu seiner kritischen Reformtheologie. Er notierte: „Irre ge-worden an ihrem Ethos bemerkte ich, dass ich auch ihrer Ethik und Dogmatik, ihrer Bibelauslegung und Geschichtsdarstellung nicht mehr werde folgen können.“<sup>30</sup> Auch von katholischer Seite fand die Kritik an der religiös unterlegten Propaganda manche Vertreter. Einer, der später zu den Mentoren der Weißen Rose zählte, war Theodor Haecker. Berühmt für seine Satire und Polemik gab er diese Äußerung: „...und die Beamten würden Christus, wenn er heute wiederkäme, zwar auch nicht eine Dornen-krone aufsetzen, aber sie würden den Rat geben, ihm die Pickelhaube aufzuset-zen.“<sup>31</sup> Trotz solcher christlich motivierten Einzelstimmen der beißenden Ablehnung der Kriegsrhetorik blieben die Kirchen verwobener Teil der Kriegsgesellschaft und essentielles Glied der „Ideen von 1914“ war. Nur: die Wirkungsmacht der Kriegspredigten hatte mit der Kapitulation 1918 längst nicht ihr Ende gefunden.

---

meich, H. Lehmann: „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000.

<sup>26</sup> Ein religiös-militaristischer Vertreter bei Jörg Seiler (Hg.): Matthias Laros 1882-1965. Kirchenreform im Geiste Newmans, Regensburg 2009 (darin Jakob Knab über die Kriegsschriften von Laros, S. 61 ff.).

<sup>27</sup> Predigt am 4. Aug. 1914, Ernst von Dryander: Erinnerungen aus meinem Leben, Bielefeld 1922, S. 276.

<sup>28</sup> Zitiert in Karl Hammer: Adolf von Harnack und der Erste Weltkrieg, in: ZEE, 1972, H. 16, S. 88.

<sup>29</sup> Unterzeichner waren u.a. Friedrich Naumann, Reinhold Seeberg, Sebastian Merkle, Rudolf Eucken, Wilhelm Röntgen, Max Planck, Gerhart Hauptmann, Max Reinhardt; vgl. Jürgen u. Wolfgang Ungern-Sternberg: Der Auf-ruf „An die Kulturwelt“. Das Manifest der 93 im Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1996.

<sup>30</sup> Karl Barth: Evangelische Theologie im 19. Jahrhundert, in: Theologische Studien, 1957, H. 49, S. 6.

<sup>31</sup> Theodor Haecker: Satire und Polemik, 1922, S. 176.

In der internationalen Zuordnung waren die anderen die Kriegstreiber, sie wurden geschmäht: Ihr Angriff auf Deutschland wurde das Beispiel „verbrecherischen politischen Wahnsinns und satanischer politischer Frivolität“; demgegenüber war die „deutsche Nation die Repräsentantin sittlichen Ernstes“ in der Überzeugung: „Was wir jetzt beginnen und tun, in Gott ist es begonnen, mit Gott wird es getan.“<sup>32</sup> Deutlicher und konkret wurde Anklage wegen „Blutschuld“ gegen England, das „perfidie Albion“, erhoben: „Um schnöder Habsucht willen“ habe es den Krieg heraufbeschworen und Verrat betrieben. „England trifft der Fluch, wenn jetzt die schwarze und braune und gelbe Rasse im Verein mit allen Atheisten“ das Schauspiel des europäischen Krieges sähen; vom „asiatisch-barbarischen Russland“ habe man nichts anderes erwartet.<sup>33</sup> Soweit knapp Hinweise auf die ideologisierte Propaganda. Die pauschale Zuordnung nach gut und böse wurde natürlich auch in den anderen Staaten gepflegt.

In platter Weise zog das überhöhte Augusterlebnis der bejubelten militärischen Heldentaten in die kaum erfassbaren Abertausende von Kriegspredigten hinein. In dieser Welt nationalistisch-religiöser Schwärmerei tauchte immer häufiger die Formel von den „deutschen Christen“ auf, wie für Otto Dibelius 1918 die deutsche Nation ein „ewig heiliges Gut“ war. Daher: „Nicht Verzicht und Verständigung, sondern Ausnutzung unserer Macht bis zum Äußersten, das ist die Forderung des Christentums, seine Friedensforderung an uns deutsche Christen.“ Dibelius verkörperte idealtypisch die Zwei-Reiche-Lehre; er trieb die religiöse Sinnstiftung für das rechte deutsche politische Handeln so weit, darin die „Offenbarung des lebendigen Gottes“ erkennen zu wollen, sodass das Kaiserreich aus dem Krieg in vollendeter „Heilsgeschichte“ schließlich siegreich hervorgehen werde.<sup>34</sup> Die alte Ordnung des Obrigkeitsstaates schien am Ende noch einmal mit aller Vehemenz beschworen, als am 27. Oktober 1918 der Hof- und Domprediger Bruno Doehring Wilsons Forderungen nach Thronverzicht des Kaisers als „satanisches Ansinnen“ verwarf und bekannte: „Das Königtum in Preußen ist uns Evangelischen tausendmal mehr als eine politische Frage, es ist uns eine Glaubensfrage.“<sup>35</sup> Die Ära der Monarchie neigte sich bereits ihrem Ende zu, aber der Untergang dieser Ideen war damit nicht verbunden.

#### *IV. 1914 – einige Folgen*

Die führenden Herrschaftseliten des Deutschen Reichs hatten ihre Zuversicht, dieser Krieg sei in wenigen Wochen vorbei, ehe noch das Laub von den Bäumen fiele, wie der Kaiser den abrückenden Truppen nachrief, in kürzester Zeit aufgeben müssen. Gleichwohl wagten nur wenige, das Berliner Debakel offen anzusprechen. Rosa Luxemburg erkannte bald schon die Hilflosigkeit der Politik: „Die Regie ist aus.“ Ebenso handle das Militär kopflos, an der Front würde „die Massenschlächtere“ zum „Tagesgeschäft“ der Armeen.<sup>36</sup> So oder ähnlich war von wenigen im Frieden gewarnt worden; nicht nur August Bebel oder Bertha von Suttner, diese vaterlandslosen Gesellen, hatten die Feuerzeichen an die Wand gemalt. Doch sie standen in prominenter Tradition. Der Vater des Schlieffenplans, der greise Feldmarschall Helmuth von Moltke, hatte am 14. Mai 1890 in seiner letzten Rede im Reichstag gemahnt: „Wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen.“

---

<sup>32</sup> Hammer: Kriegstheologie, S. 226.

<sup>33</sup> Hammer: Kriegstheologie, S. 211 f.

<sup>34</sup> Zitiert in Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1914-1949, Bd. IV, Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten, München 2003, S. 24 f.; zu Dibelius vgl. Sibylle Biermann-Rau: An Luthers Geburtstag brannten die Synagogen. Eine Anfrage, Stuttgart 2012, S. 65 ff.

<sup>35</sup> Predigt am 27. Okt. 1918, in: Pressel: Kriegspredigt, S. 308 f.

<sup>36</sup> Rosa Luxemburg: Die Krise der Sozialdemokratie (1915), in: Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 1, Berlin 1955, S. 258.



Es sind die größten Mächte Europas gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf zu treten.“ Dann prophetisch: „Es kann ein Siebenjähriger, es kann ein Dreißigjähriger Krieg werden, und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert. Dieser Krieg wird nicht durch einzelne Schlachten entschieden, sondern er wird von den Völkern bis zum Weißbluten geführt werden.“ Der Krieg zeigte das elendige „Weißbluten“ – einer Generation, unzählbarer Millionen Tote.

Politikgeschichtlich war 1914 revolutionär, eine neue internationale Ordnung der Staaten entstand. So wie der deutsche Militarismus mit seinen Kriegszielen grenzenlos, ganz imperialen Fantasien einer Weltmacht verpflichtet war und seine „Grenzen jenseits des Horizonts“ der Realität fand, wie es Eric Hobsbawm bezeichnete,<sup>37</sup> so wurden die materiellen Potentiale und menschlichen Ressourcen aller Nationen überstrapaziert.<sup>38</sup> Statt des Aufstiegs kam der Fall. Auch England, das die Deutschen aus Rivalität niederhalten wollte, musste alle Kapazitäten mobilisieren, um – dann nur mit Hilfe der USA – erst einmal bestehen zu können. Das eurozentrische Streben nach einer kontinentalen und kolonialen Vormachtstellung ruinierte Sieger und Besiegte, wie der finanzielle Bankrott Frankreichs, Englands und Deutschlands zeigte. Dieser Weltkrieg besiegelte den „Untergang des alten Europa“ – die „Urkatastrophe“ des Jahrhunderts.<sup>39</sup> Die USA traten als eigentlicher Sieger hervor. Mit den Washingtoner Verträgen 1922 sicherten sie die Zukunft ihrer ökonomischen globalen Vorherrschaft ab. Anstelle territorial beherrschter Kolonien setzten sie auf exklusive Handelsprivilegien im Atlantik und Pazifik sowie eine überlegene Flottenausrüstung bei Dezimierung der übrigen Flotten.

Wandel kennzeichnete die Lage. Dahin waren die machtpolitischen und nationalen Ambitionen des Deutschen Reiches und von Österreich-Ungarn, das Zarenreich war ebenso zerbröckelt wie das Osmanische Reich. Sicher gab es schon lange zuvor Anzeichen, wie marode, aufgebläht hohl diese Systeme absolutistisch-konstitutioneller Herrschaft waren. Ihr Zusammenbruch brachte der internationalen Politik eine ungeheure Manövriermasse an Territorien. In Europa: Von der Baltischen See, Polen, Deutschland, Frankreich, Österreich über Tschechien, die Ukraine, Moldawien, Rumänien, Bulgarien, die jugoslawischen Staaten, Italien, Albanien und Griechenland. Grenzverschiebungen überall, Gebietsabtretung oder -Gewinn, nach Machtkalkül, für einen „cordon sanitaire“ gegen die revolutionäre Sowjetunion oder nach einer ethnisch-linguistischen Ratio. Die Landkarte Europas wurde neu gezeichnet.

London und Paris gelang der Zugriff nach kolonialer Art auch in Nordafrika, bei der sich konstituierenden Türkei, in Palästina und auf der arabischen Halbinsel bis nach Afghanistan. Die Gebiete wurden alle am grünen Tisch arrondiert; Einflußzonen entstanden, Regime wurden errichtet. Diese internationale Ordnung realisierte Interessen; europäische Machtlogik suchte keine friedensstiftende Legitimität, aber organisierte die Instabilität der Grenzen und Völker der Zukunft. Die Wunden auf dem europäischen Kontinent konnten nicht heilen, weil die Kapitulation zwar das Kriegsende markierte, aber der Frieden keine hoffnungssichernde Zukunft eröffnete. Das Deutsche Reich erlebte nach 1918 einen politischen Zusammenbruch ungeahnten Ausmaßes. Das System föderaler Monarchien hatte auf sein Ende zugesteuert, als es schon seit langem seine politische Unfähigkeit demonstrierte. Aber die Eliten hielten daran fest, sich abzuschotten und gemäß der alten Ideologie die Mehrheit, die Parteien und die Demokratie, die verachteten Liberalen, die Linken, die Juden, die Sozi-

---

<sup>37</sup> Eric Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1995, S. 47.

<sup>38</sup> Vgl. Volker Berghahn: Der Erste Weltkrieg, München 5. Aufl. 2014.

<sup>39</sup> Adam Hochschild: „Der Große Krieg“. Der Untergang des alten Europa im Ersten Weltkrieg, Stuttgart 2013.

aldemokratie auszugrenzen.<sup>40</sup> Die Spaltung bestand weiter, ganz unabhängig davon, wer in Weimar die Regierung bildete. Die Klassengesellschaft setzte weiterhin das Maß. Die Arbeiterschaft blieb ebenso verdächtig wie adlige Offiziere, die an der Front neben dem gemeinen Landser im Graben gelegen hatten. Aufweichen der sozialen Abgrenzungen durfte nicht sein. Das alte Reich ging mit solchen antiquierten Werten in Revolution und Aufruhr unter.

Die Legende vom „Dolchstoß“ in den Rücken rettete vorerst die adlig-bürgerliche Herrschaftselite in Wirtschaft, Militär und Kirche. Die Gemengelage eines verletzten Stolzes legte den schwankenden Grund für Nationalismus und Militarismus, nun erst recht Parteien, Republik und Demokratie zu diffamieren. Das Sehnen nach der heilen Welt von 1914 inkorporierte die Restauration in das System von Weimar. Deutschland war nach innen und außen nicht saturiert, der befürchtete „Dreißigjährige Krieg“ mochte kommen.

Eine „Stunde Null“ der Besinnung und der Entfaltung einer Friedensordnung gab es 1918 nicht. Deutschland kam „über die jüngste Vergangenheit mit sich nicht ins reine“; daher war die Wahl von Paul von Hindenburg, dem Generalfeldmarschall des Krieges, zum Weimarer Reichspräsidenten so ein Symbol des Fortbestehens der „alten, unbesiegt Herrlichkeit“.<sup>41</sup> Die „Ideen von 1914“ wirkten verheerend fort, rechtfertigten plebiszitäre Gewalt und Bruch der Verfassung; sie richteten 1933 die Kontinuitätslinie, verschrieben ihre Reputation einer nationalistischen Ermächtigung und flossen hinein in die reaktionäre, braune Revolution der gleichgeschalteten Massen-Volksgemeinschaft.<sup>42</sup> Die Saat der alten rassistischen Ideologie ging mit ihrem völkischen Wahn und ihrer grenzenlosen Annexionswut des Militarismus im großdeutschen Reich des Nationalsozialismus auf.<sup>43</sup> Die „Ideen von 1914“, fortwirkend und neues Unheil schaffend, waren ein großes Unglück für Mitteleuropa, bis sie 1945 in der Kapitulation ihre bestimmende Tradition verloren.

Erst nachdem die Ideen von Recht und Freiheit, von der Würde des Einzelnen und der parlamentarischen Demokratie in Deutschland ein halbes Jahrhundert nach 1914 Raum fanden, hatten Militarismus und Nationalismus – jene verderblich Gemengelage aus Maßlosigkeit und Werteverlust – ihre vorherrschende Macht verloren. Das gab Chancen und öffnete Wege für eine Kultur des Friedens.

---

<sup>40</sup> Exemplarisch dazu Antonia Leugers (Hg.): Zwischen Revolutionsschock und Schulddebatte. Münchner Katholizismus und Protestantismus im 20. Jahrhundert, Saarbrücken 2013.

<sup>41</sup> Golo Mann: Deutsche Geschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, München 1960, S. 638 f.

<sup>42</sup> Vgl. Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges, München 1914.

<sup>43</sup> Vgl. Domenico Losurdo: Das 20. Jahrhundert begreifen, Köln 2013.